

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 6

Artikel: Ein erfülltes Leben - trotzdem
Autor: Grob, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

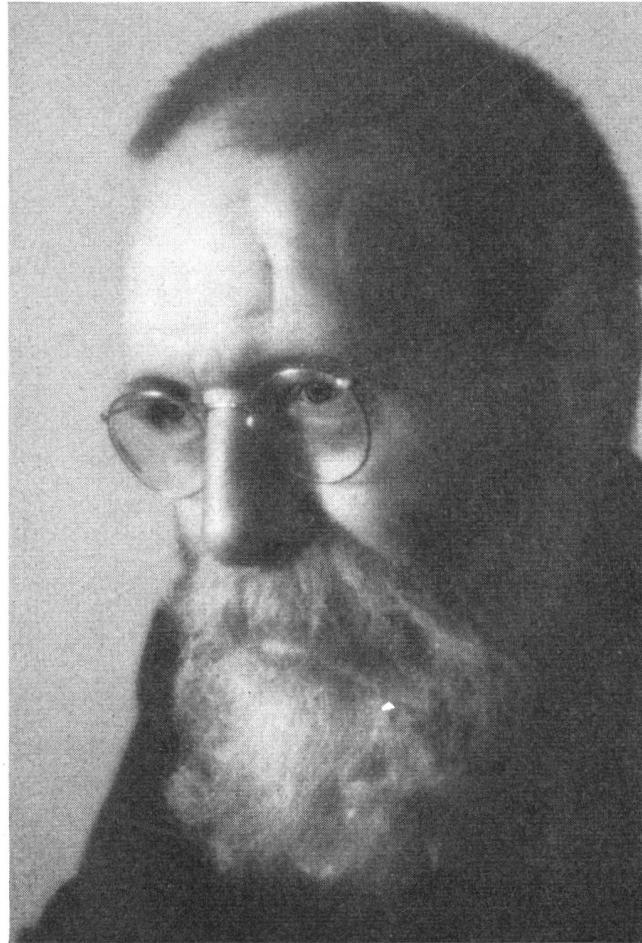
Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein erfülltes Leben – trotzdem

Von Dr. Hans Grob

Der Verfasser verlor
mit 13 Jahren
seine Vorderarme



Als ich vor einiger Zeit nach Basel fuhr, setzte sich eine Frau mittlern Alters mir gegenüber. Da sie langatmig von einer Bekannten auf dem Perron Abschied nahm, schenkte sie mir zuerst keine besondere Aufmerksamkeit. Erst nachdem sie sich gesetzt hatte, fiel ihr Blick auf ihr Gegenüber, und sie erschrak, als sie mich sah. Ich merkte deutlich: ihr erster Impuls war, wie das oft in solchen Fällen geschieht, einen andern Platz zu suchen. Dann aber schämte sie sich dieser Regung. Sie blieb sitzen und schaute verlegen zum Fenster hinaus. Erst nach einigen Minuten wagte sie, den Blick zu mir zu erheben, und gleichzeitig erfolgte die stereotype Frage: «Sie armer Mann, was ist Ihnen passiert?»

Ich bin mich dieses Verhaltens von Menschen, die zum erstenmal gewahr werden, daß ich keine Hände habe (Vorderarme unterhalb der Ellenbogen amputiert), zu sehr gewöhnt, um mich darüber aufzuhalten. Es ficht mich

nicht an. Manchmal muß ich eher lächeln, wenn ich daran denke, wie deplaciert solche Ausdrücke des Bedauerns sind.

Ich bin kein armer Mann und bin mir auch nie als solcher vorgekommen. Ich habe ein langes und glückliches Leben hinter mir, ein so erfülltes Leben, daß ich es gerne noch einmal leben würde, allerdings in der Erwartung, ich würde dabei allerlei Fehler nicht wiederholen.

Mein Beruf als Amtsvormund und langjähriger Vorsteher des Jugendamtes III der Stadt Zürich brachte mir volle Befriedigung. Ich bin seit 40 Jahren glücklich verheiratet. Ich hatte und habe Freude an meinen beiden Kindern. Seit meiner Pensionierung habe ich besonders Freude an meinen Enkeln.

Selbstverständlich erlebte ich, wie alle Menschen, auch allerlei Schweres. Den Verlust meiner Arme zähle ich aber nicht zu diesen Schicksalsschlägen.

Der Fall

Mein Vater war 50 Jahre lang Preßmeister in einer Seidenstoffappretur in Zürich. Wir wohnten in der Fabrik. Als ich die erste Sekundarschulkasse besuchte, fiel ich an einem heißen Julinachmittag beim Spielen auf dem Fabrikdach senkrecht, mit vorgestreckten Händen, kopfvoran neun Meter in die Tiefe. Ergebnis: Schädelbruch, Brechen des linken Oberschenkels, zersplitterte Handgelenk- und Fingerknochen, zerschnittene Arterien. Da zufolge Eintritts von Gangrän die Gefahr einer Blutvergiftung bestand, mußte man beide Vorderarme sieben Zentimeter vor den Ellbogen-gelenken amputieren.

Ich erinnere mich nicht mehr an das Hinunterfallen, aber noch sehr gut an die Wochen im Spital. So merkwürdig es scheint: es war eine schöne Zeit. Ich habe als Kind immer gern und viel gesungen, aber kaum je so viel wie damals mit den Schwestern im Spital. Ich achtete kaum, daß meine Eltern, besonders die Mutter, sehr geschlagen waren. Ich wußte wohl verstandesmäßig, daß ich nun keine Hände mehr hatte; aber diese Erkenntnis beeindruckte mich nicht.

Ich war viel zu lebhaft und aktiv, als daß ich mich trüben Empfindungen und Gedanken hinzugeben vermocht hätte. Ich ging einfach daran, zu versuchen, ohne Hände schlecht und recht die Dinge der täglichen Routine zu tun, die der Mensch mit gesunden Gliedern tut.

Während ich noch im Streckverband lag, bediente ich mit der großen Zehe des rechten Beines über die Bettdecke bzw. das eingegipste linke Bein hinweg die links an der Wand angebrachte elektrische Klingel. Ich fing an, zu lesen, d. h. mit den Armstümpfen die Seiten zu wenden. Über die heikle Aufgabe, ohne Hände wieder gehen zu lernen (den auf Rollen fahrenden Gehbock kannte man damals noch nicht, Stöcke oder Krücken konnte ich nicht halten), kam ich gut hinweg.

Nach sechs Wochen wurde ich aus dem Spital entlassen. Nun galt es, wieder essen und schreiben zu lernen. Der Arbeitgeber meines Vaters hatte die gute Idee, aus Lindenholz zwei dünne, dem rechten Armstumpf angepaßte Schalen machen zu lassen. Sie waren auf einer Längsseite durch ein Scharnier, auf der andern durch eine Feder zusammengehalten. Eine Schraube diente der Befestigung des Besteckes oder des Schreibzeuges. Mit dieser Kapsel (sie

wurde später durch eine solche aus Aluminium ersetzt) konnte ich sofort wieder schreiben und essen. Wichtig war dabei, daß ich die Kapsel im Nu über den Stumpf stülpen, ebenso schnell aber auch ablegen konnte zwecks Verrichtung von Dingen, für die sie hinderlich war.

Als die Herbstferien vorbei waren, ging ich wieder in die Schule. Die Buchstaben fielen natürlich anfänglich etwas unbeholfen aus. Mit der Zeit konnte ich aber ohne Ermüdung flüssig stundenlang schreiben.

Meine Kameraden verhielten sich vorbildlich: da ich mich nicht minderwertig und behindert fühlte, nahmen sie mich als gleichwertig. Das war für mich wichtig. Nichts wirkt auf einen Invaliden, Blinden usw. verletzender und schädlicher als das herablassende, falsche Mitleid, das man ihm entgegenbringt.

Meine ältere Schwester verhielt sich in dieser Beziehung besonders klug. Sie war gut zu mir, aber von einer gesunden Härte, ohne Sentimentalität und falsche Rücksichtnahme.

Den andern gleich

Ein unbändiger Lebensdrang ließ mich bei allen Spielen, welche die Kameraden trieben, mitmachen. Ich spielte gut Fußball, lief Schlittschuh, begann auch wieder zu schwimmen.

Das Rückenschwimmen machte keine Schwierigkeiten. Beim Brustschwimmen war es mir anfangs etwas ungemütlich; ich schluckte Wasser, starb aber nicht daran.

Ich wäre auch gerne segeln gegangen. Aber meine Mutter hatte Angst, das Segelboot könnte kippen, besonders auf dem Zürichsee, über den nicht selten unberechenbare Böen fegen. Um ihr zu zeigen, daß ihre Bedenken unbegründet seien, ging ich an einem Samstagnachmittag mit Kameraden in die Badanstalt Tiefenbrunnen. Als der Bademeister nicht in der Nähe war, sprangen wir in Kleidern und Schuhen ins Wasser: das Schwimmen ging gut.

Auch das Faltbootfahren im See und im Fluß, das Aus- und Einsteigen ins Boot, fern vom Ufer, bot keine Schwierigkeiten.

Es ging mir bei all diesem Tun merkwürdig: Ich wußte immer zum voraus, ob ich das oder jenes tun könne, und ließ beiseite, was für mich nicht in Betracht kam. Nur bevor ich erstmals auf Ski stand, konnte ich nicht beurteilen, ob es möglich sei, auf der Ebene ohne Stockhilfe aus tiefem Pulverschnee aufzustehen, d. h. den Körperschwerpunkt senkrecht über die Ski zu bringen. Der Versuch gelang, weil die

damals gebräuchliche Huitfeld-Bindung das Vorverlegen der Knie auf die Skioberfläche ermöglichte. Ohne Vorderarme die Ski an- und abzuschnallen, ist schwierig. Ich fand aber auch hierfür eine Lösung.

Übrigens wurde mir beim Skifahren zum ersten- und einzigenmal richtig bewußt, daß ich keine Hände hatte. Ich war damals schon 45 Jahre alt. Ich hatte mich für eine Klubtour auf den Piz Sol angemeldet. Der Leiter, der mich nicht kannte, wies mich zurück. Dabei hatte ich die Tour schon 15 Jahre vorher und seither wiederholt gemacht.

Natürlich freute ich mich auch am Velofahren. Das Velo leistete mir gute Dienste, wenn ich auswärts meinen Schützlingen nachgehen mußte.

Prothesen, ja oder nein?

Ich kann hier die Prothesenfrage nur streifen. Selbstverständlich gibt es Fälle, wo Prothesen am Platze sind. Beim Verlust eines Beines z. B. ist die Prothese meistens unerlässlich. Beim Einhänder und Ohnhänder liegt der Fall aber anders. Auch der verstümmelte Arm verfügt über Möglichkeiten, welche mit einer Prothese nicht gegeben sind. Gerade Handwerkern und Bauern, die eine Hand verloren haben, wäre nicht selten gut damit gedient, wenn sie lernen würden, ohne Prothese zu arbeiten, oder mit einer Prothese, die sie in wenigen Sekunden an- und ablegen können.

Die Gefahr der Prothese liegt darin, daß der Behinderte sich vollständig auf sie einstellt und daher viele Dinge nicht tut bzw. nicht tun kann, die zu tun ihm ohne Prothese möglich ist.

Die Prothese mit aktiv beweglichen Fingern bietet den Vorteil, daß mit ihr Gegenstände erfaßt, umgriffen, eingeklemmt, festgehalten werden können. Im Fall des doppelseitig Handamputierten umfaßt die Prothese des einen Armes den Gegenstand und hält ihn fest, z. B. die Zündholzsachtele, während die Prothese des andern das Streichholz an der Schachtel entzündet. Die Schwierigkeit liegt für ihn, wenn er keine Prothese mit beweglichen Fingern trägt, vor allem darin, daß er die Gegenstände nicht mit bloß einem Arm, sondern nur mit beiden Stümpfen festhalten kann; es ist ihm nicht möglich, mit einem Arm den Gegenstand zu halten und mit dem andern an ihm zu arbeiten.

Ein Hauptgrund, weshalb der Behinderte und seine nähere Umgebung sofort an Prothesen denken, liegt in der Einstellung des Publikums. Wir sind uns derart gewohnt, alles Unerfreuliche, vor allem Krankheit und Tod, fernzuhalten, daß viele Menschen erschrecken, wenn sie jemanden sehen, der verstümmelt ist. Sie finden den Anblick unästhetisch, oder sie bekommen ganz einfach Angst, vielleicht weil sie dadurch an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert werden. Vielleicht entspringt die Abwehr einem Ur-Instinkt.

Es ist gewiß nicht schön, zwei Armstümpfe vor sich zu sehen. Aber soll der Behinderte eine Prothese tragen, nur um die Nerven dieser zartbesaiteten Menschen zu schonen?

Ich sagte mir folgendes: «Du hast keine Hände mehr. Trotzdem hast du nicht weniger das Recht zu einem reichhaltigen Leben als jene, die noch im Besitz aller Gliedmaßen sind. Also darfst du ihnen bestimmt einen im ersten Moment unschönen Anblick zumuten!»

Es handelt sich ja oft wirklich nur um die ersten paar Minuten, nachher gewöhnt sich die Umgebung daran.

Mit all dem will ich nicht sagen, sogenannte Schmuckprothesen hätten nicht manchmal ihre Berechtigung. Warum soll zum Beispiel ein Einziger des Gas- oder Elektrizitätswerkes, der die linke Hand verloren hat, nicht eine Schmuckprothese tragen? Anders liegt das Problem auch bei den Frauen. Bei der durchschnittlichen Frau steht die Liebe im Zentrum des Lebens. Sie will Gattin und Mutter werden. Im Kampf um den Mann ist nun die körperlich behinderte Frau bestimmt schlechter gestellt. Wenn sie alles tut, um ein Gebrechen zu verdecken, um nicht gleich von Anfang an abstoßend zu wirken, so ist das verständlich.

Als ich mich 1911 in Zürich um die Stelle eines Amtsvormundes bewarb, wurden Bedenken geäußert, mein Anblick könnte die schwangere Frauen, mit denen ich ja viel zu tun haben würde, erschrecken. Ich mußte diese Frage mit Dr. med. Marie Heim-Vögtlin abklären. Frau Heim war die erste Ärztin der Schweiz. Diese außerordentliche Frau stellte mir dann ohne weiteres ein Zeugnis für die Behörden aus, daß diese Bedenken unbegründet seien.

Immerhin wurde mir die Verpflichtung auferlegt, Handschuhe zu tragen. Ich trug sie während längerer Zeit. Dann aber wurden mir diese Dinger so unbequem, daß ich sie ablegte.

In meiner achtzehnjährigen Tätigkeit als Amtsvormund und einundzwanzigjährigen Tätigkeit als Vorsteher des Jugendamtes III hatte ich in dieser Beziehung nie die geringsten Schwierigkeiten. Der Grund lag vielleicht darin, daß es in meinem Büro sehr lebhaft zugegang. Die Leute sahen mich schreiben, Akten handhaben, telefonieren usw. Es interessierte nun wohl die Besucher immer, zu sehen, wie ich diese Tätigkeiten ohne Hände ausführte; darob vergaßen oder übersahen sie die Verstümmelung.

Natürlich schockiere ich manchmal die Leute, besonders wenn ich während des Sommers die Pelerine nicht umhänge, sondern am Arm trage. Sie drehen sich auch oft nach mir um. Wenigstens in Europa; in Amerika, wo ich letztes und dieses Jahr weilte, machte ich dagegen die Erfahrung, daß die Allgemeinheit taktvoller ist. Nie wurde ich mit Fragen belästigt, nie angestaunt.

Ein Kapitel für sich sind die Kinder. Sie drehen sich fast immer nach mir um. Oft springen sie nochmals vor, um mich ein zweitesmal vorbeigehen zu sehen. Natürlich nehme ich ihnen das nicht übel. Kinder sind Kinder, sie verhalten sich so aus Neugierde, nicht aus Bösartigkeit.

Im Jahresbericht 1952 der Anstalt Balgrist, dieser so außerordentlich segensreich wirkenden Institution, wird von einem Mädchen berichtet, dem schon bei der Geburt an beiden sehr verkürzten Vorderarmen die Handgelenke fehlten. Links hatte es an Stelle des Daumens und des kleinen Fingers eine Art Klauen, an der rechten Hand war nur ein Finger, der Zeigefinger, richtig entwickelt. Das Schreiben ging recht gut. Das begabte Mädchen litt aber an solchen Minderwertigkeitsgefühlen, daß es immer die Hände versteckte. Glücklicherweise stieß es später auf Verständnis in seiner Umwelt. Es konnte die Kunstgewerbeschule und anschließend die Textilfachschule besuchen, wo es mit bestem Erfolg das Examen als Textilezeichnerin ablegte.

In einem solchen Fall sind die Minderwertigkeitsgefühle gut verständlich. Bei behinderten Männern sind sie aber nach meinen Beobachtungen vor allem dadurch bedingt, daß die Betreffenden zu sehr auf ihre eigene Person ausgerichtet sind. Es gibt ja Jünglinge, die schon Minderwertigkeitsgefühle haben, nur weil ihnen Märzenflecken eigen sind.

Wenn man sich auf die Sache ausrichtet,

dann spielt das Gebrechen des Ichs keine große Rolle mehr.

«Erfindungen» – aber unpatentierte

Der normale Mensch ist sich der Tatsache nicht bewußt, daß die Form fast aller Gebrauchsgegenstände auf die Hand abgestimmt ist. Erst bei einer Handverletzung merkt man, wie schwierig es ist, mit Löffel, Gabel, Messer, Schrauben u. a. zu hantieren.

Der Querschnitt fast aller von Hand zu bedienenden Dinge ist mehr oder weniger rund, das heißt konvex geformt, das Handinnere jedoch konkav, wobei erst noch die Finger die Dinge umgreifen.

Die Stümpfe des Armlosen sind aber im Querschnitt rundlich, das heißt also auch konkav. Dies erschwert oder verunmöglicht das kräftige Umschließen und Einklemmen der Dinge, das allein das Abdrehen des Werkzeugs um die eigene Längsachse zu verhindern vermag.

Das sehen Sie, wenn Sie versuchen, mit beiden Ellbogen eine Zange zu handhaben.

Für alle diese Funktionen hatte ich für mich Lösungen zu finden. Sie fanden sich einerseits durch die Auswertung der in den Armtümpfen gegebenen natürlichen funktionalen Möglichkeiten, anderseits durch die Anpassung der Werkzeuge oder der üblichen Gebrauchsgegenstände. Ein Beispiel für den ersten Fall ist die Zuhilfenahme der Adhäsion der Haut. Sie ermöglicht es, mit den Armtümpfen kleine und kleinste Dinge, wie ein Schräubchen oder einen dünnen, auf glatter Fläche liegenden Papierstreifen, aber auch Geldstücke, aufzuheben. So kann ich zum Beispiel an einem Billetschalter oder in der Straßenbahn das Geld so rasch dem Portemonnaie entnehmen wie ein Normaler, was mit einer Prothese kaum möglich wäre.

Ein wertvolles Hilfsmittel ist die Pinzette. Sie wird ja von Zahnärzten beim Aussuchen von Bohrern und von Uhrmachern zum Einsetzen kleiner und kleinster Teile benutzt. Dieses Instrument verwende auch ich ständig mit Vorteil.

Wenn es darum geht, beim Zusammensetzen eines mehrteiligen Stückes die Position der Teile zu fixieren, so verwende ich Klebestreifen.

Wenn eine Flasche oder ein Büchsendeckel besonders fest sitzt, hält der Normale Flasche



Schzechen geheim verborgene Silhouetten

Pius VI. Franz II. Wilhelm II. Die Churfürsten von Mainz, Trier und Coeln. König von England nebst Königin. König von Spanien, Sardinien, Portugal, Neapel. Carl-Theodor Churfürst von Pfalz-Bayren wie auch dem unglücklichen König und Königin von Frankreich und Ludwig XVII.

Wir ersuchen unsere Leser, uns alte Vexierbilder, die sie vielleicht noch besitzen, einzusenden

oder Büchse mit einer Hand fest und benützt die andere zum Drehen des Deckels. Diese beiden synchronisierten Funktionen sind dem beidseitig Vorderarm-Amputierten nicht möglich. Ich kann aber die Flasche oder die Büchse auf ein Stück Adhäsionsgummi legen, mit den Stümpfen den Rand des Deckels kräftig umfassen und gleichzeitig, mit Druck abwärts, den Deckel drehen. So öffnet er sich.

Der Adhäsionsgummi dient aber auch zum Festhalten eines Papierblattes auf glatter Unterlage und leistet mir so gute Dienste, z. B. beim Schneiden mit der Schere. Der Normale benutzt in einem solchen Fall gleichzeitig beide Hände, indem er mit der Linken das Blatt festhält, mit der Rechten die Schere führt. Der Handlose braucht beide Stümpfe für die Handhabung der Schere, also muß das Papier auf der Unterlage haften.

Auch der Schraubstock leistet wesentliche Dienste. Er dient vor allem zum Festhalten des Arbeitsstückes, an dem ich dann mit dem von beiden Armstümpfen gehaltenen Werkzeug arbeiten kann.

Fast alle Kniffe, die ich im Laufe der Zeit herausgefunden habe, sind verblüffend einfach.

Versuchen Sie einmal, mit beiden Ellbogen ein Portemonnaie aus einer Rock- oder Hosentasche herauszunehmen. Es ist unmöglich. Ich kam nun auf die Idee, das Portemonnaie unten am Deckel einer Zigarrenschachtel zu befestigen. Da dieser Deckel steif ist, kann ich ihn, wenn er in der Rocktasche steckt, mit dem Armstumpf unterfangen und aus der Tasche herausschieben, damit aber auch das Portemonnaie. Heute mache ich das gleiche Manöver mit dem in der Brieftasche angenäherten Portemonnaie; sie enthält übrigens auch Kugelschreiber, Schriftstücke, Bahnbillett, kleines Taschentuch usw.

Die Armbanduhr ziehe ich so auf: In meiner Brieftasche habe ich inwendig einen Gummistreifen eingeklebt. Auf diesen lege ich die Krone der Uhr und reibe sie über den Streifen.

Durch alle diese kleinen Kniffe ist es mir möglich geworden, nicht nur fast alles, was ein normaler Mensch im Ablauf des Tages macht, ohne fremde Hilfe zu machen, sondern auch die Haushaltreparaturen zu machen und ausgiebig zu basteln.

Letzte Woche waren meine zwei Enkel bei mir. Wir spielten mit einer Dampfmaschine, die mir mein Vater gab, als ich die sechste Klasse besuchte. Ich freue mich heute noch

darüber, daß er Qualität gekauft hat. Es handelt sich um ein regelrechtes Modell, das immer noch tadellos funktioniert. An dieser Maschine sind Bestandteile durch Schrauben von zirka 5 mm Querschnitt zusammengesetzt. Gleich nach dem Unfall lernte ich wieder, diese an- und abzuschrauben, und ich konnte den Enkeln heute noch zeigen, wie das geht.

Würde ich Prothesen tragen, so wäre ich weit mehr behindert. Viele der erwähnten Fähigkeiten wären verkümmert. Vor allem aber hätte ich niemals die Möglichkeit gehabt, kleine und kleinste Bedarfsteile zu handhaben, mich daneben aber auch im Handkehrum sportlich betätigen zu können, was ja dem Prothesenträger meistens nur durch Ablegen der Prothesen möglich ist.

So kann ich das meiste von dem, was der Normale macht, mit den Armstümpfen in der üblichen oder doch innert nützlicher Zeit auch machen, selbstverständlich mit gewichtigen Ausnahmen. Es ist mir z. B. nicht möglich, bei der Herrichtung eines Paketes eine Packschnur straff zu ziehen. Auch das Handnähen ist mir verschlossen.

Ich kann mich auch ohne Hilfe an- und auskleiden, zum Teil mit Hilfe des Druckknopfes oder des Reißverschlusses; nötigenfalls kann ich auch die Krawatte setzen.

Auch das Reisen bereitet keine Schwierigkeiten. Als ich 1907 in Deutschland studierte, reiste ich allein nach Berlin, Kopenhagen, Malmö, Oslo und Bergen. Von Oslo nach Bergen wanderte ich zu Fuß. Während dieser sechs Wochen brauchte ich gar keine Hilfe. Ich war zwar benachteiligt, aber nur deshalb, weil meine dänischen, schwedischen und norwegischen Sprachkenntnisse gleich Null waren.

Es würde mir auch nicht viele Mühe machen, das Auto zu führen. Vor fünfzehn Jahren versuchte ich es, und es ging gut. Das betreffende Auto wies den damals üblichen, schräg aufwärts stehenden Schalthebel auf. Ich ersetzte die Kugel am oberen Ende des Schalthebels durch eine halbkugelförmige eiserne Schale: in diese steckte ich den Ellbogen und schaltete so sicher.

Auch die Handbremse konnte ich auf einfache Weise betätigen: Sie wird bekanntlich, wenn sie angezogen wird, automatisch verriegelt. Um die Verriegelung zu lösen, muß man oben am Bremshebel den Knopf hinunterdrücken. Ich brachte nun oben am Bremshebel eine Eisenstange mit einem Scharnier an, so daß

sie waagrecht auf dem Knopf lag und am Ende zu einem Ring gebogen war. Ich konnte den Stumpf in den Ring legen, ziehen und gleichzeitig die Stange auf den Knopf hinunterdrücken, so die Verriegelung lösen und den Bremshebel in die Normalstellung zurückfallen lassen.

Das Steuer handhabte ich mit den Armstümpfen; in Amerika lernte ich eine gute Lösung kennen: auf das Rad waren links und rechts drehbare Ringe aufgesetzt, in welche die Armstümpfe gesteckt werden.

Ich ging dann, als ich nach Absolvierung der nötigen Fahrschulung zur Prüfung bereit war — damals bedurfte es noch keiner Vorbewilligung zur Fahrschulung — aufs Verkehrsamt. Der Leiter bestritt nicht die Möglichkeit, in der geschilderten Weise das Auto zu führen, hatte aber schwerste Bedenken. Er ließ durchblicken, er hätte, wenn auch ohne mein Verschulden etwas passieren würde, die Suppe auszuessen. Auch meine Frau hatte Angst; hauptsächlich befürchtete sie — gründlos —, ich würde nach Bestehen der Prüfung ein eigenes Auto haben wollen, statt mich für die Inspektionsbesuche bei meinen Schützlingen eines Mietautos zu bedienen, und damit unser Haushaltungsbudget außer Rand und Band bringen.

Mit äußerstem Widerstreben verzichtete ich schließlich auf das Bestehen der Fahrprüfung. Es war und blieb das erste- und einzige Mal, daß ich auf die Durchführung von etwas, was ich tun kann, verzichtete.

«Dennoch!»

Ich hatte in Amerika Gelegenheit, einem Fachmann zu zeigen, was dem beidseitig Vorderarm-Amputierten zu tun möglich ist. Ich wies dabei darauf hin, in jedem Fall von Arm- oder Handamputation müsse sorgfältiger abgeklärt werden, ob dem Behinderten mit oder ohne Prothese am besten gedient sei, jedenfalls sollten Chirurgen und Orthopäden sich mehr als bisher Rechenschaft geben über die großen Möglichkeiten, die bei Verzicht auf Prothesen in der Betätigung der bloßen Armstümpfe gegeben seien. Er schien beeindruckt zu sein, meinte aber schließlich nur:

«Ja, Sie mit Ihrem Kopf!»

Das sollte offenbar heißen, ich verfüge über eine außergewöhnliche Intelligenz, um alle diese Dinge verwirklichen zu können. Das stimmt gewiß nicht. Ich besitze wohl eine na-

türliche technische Begabung. Wäre ich nicht durch den Unfall zu einem akademischen Beruf, der Juristerei, gedrängt worden, so hätte ich nicht das Gymnasium, sondern die Sekundarschule und nachher das Technikum besucht. Ich glaube, ich wäre ein guter Techniker geworden. Das ist aber nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß ich beim Verlust der Vorderarme nicht beeindruckt, d. h. nicht niedergedrückt wurde. Ich bin kein «Willensmensch» in dem Sinne, daß ich mich willentlich an systematisches Training mache. Ich habe eigentlich nie systematisch geübt. Aber etwas war mir angeboren: der Wille, mich nicht unterkriegen zu lassen.

Viele Menschen möchten vielleicht annehmen, ein felsenfester Glaube habe mir die Kraft gegeben, mich durchzuschlagen. Ich kann das nicht bestätigen. Aber es wurde mir geschenkt, daß ich der Behinderung nicht inne wurde, bzw. sie nicht als etwas Negatives erlebte, und daß ich mich von Anfang an lebhaft mit ihr auseinandersetzte, indem ich ohne große Überlegung, mehr instinkтив, versuchte, mit den noch verbliebenen Möglichkeiten das Beste mögliche zu leisten. Zum guten Teil betrieb ich die Überwindung der Schwierigkeiten wie Sport: Wer wird Meister, das Hindernis oder ich?

Dabei erlebte ich die Wahrheit der alten Erkenntnis, daß der Mensch zu viel mehr fähig ist, als man gemeinhin glaubt.

Als ich noch Amtsvormund war, kam einmal eine Mutter in Tränen aufgelöst zu mir. Der elfjährige Bub hatte beim Holzhacken drei Finger der linken Hand verloren, und nun jammerte sie mir vor, sein Leben sei ruiniert.

Als ich sie tröstete, unterbrach sie mich mit den Worten: «Ja, Sie haben gut reden!» Offenbar hatte sie in der Erregung ganz vergessen, wen sie vor sich hatte. Sie stockte plötzlich und errötete.

Daraufhin mußte ich fröhlich lachen, und auch auf ihrem Gesicht erschien ein Lächeln.

Nein, ein Verlust von ein paar Fingern ist wirklich kein Problem. Auch durch den Verlust einer Hand oder eines Beines ist ein Leben nicht vernichtet, so wenig wie durch Blindheit oder Taubheit. Es kommt alles darauf an, wie man solchen Ereignissen gegenübertritt. Das sage ich nicht, um mich zu rühmen, sondern um andern, denen Ähnliches passiert, Mut zu machen, ihnen und ihren Angehörigen. Nur deshalb habe ich diesen Artikel geschrieben.